

Anja Utler

Nur Sklaven sind unangreifbar:

Verwickelt euch!

Ich meine, dieser Text wird sinnlos gewesen sein. Wird getan haben, was diese Textsorte tun kann: Nicken, Kopfschütteln, Schulterzucken auslösen. Vielleicht aber kann er auch eine Art verquerer poetischer Funktion übernehmen: er könnte über sich hinaus und auf den poetischen Text verweisen. Wo dann – als echte poetische Funktion – der Leser, die Leserin auf sich selbst zurück verwiesen würde. In diesem unwahrscheinlichen Fall wäre doch etwas gewonnen.

•

»Die Menschen müssen sterben, weil alles bekannt ist.« Dieser Satz stammt aus dem Lied »Stop der Information« von *Der tödlichen Doris* (1981). Oberflächlich scheint er sinnlos: sein Gehalt ist nicht nachprüfbar. Es war noch nie alles bekannt; das ist auch kaum vorstellbar; es lässt sich daher auch nicht sagen, ob dadurch *die Menschen* zu Tode kommen könnten. Der Satz kann deshalb auch kein Nicken oder Kopfschütteln auslösen. Vielleicht ein Schulterzucken; bei manchen – bei anderen aber wird er als poetischer Satz funktionieren. Bei mir wirkt er wie ein implantiertes Fragezeichen, das seit Jahren in mir rumort. Klar, 1981, *null Bock, no future*, etc.; aber mir scheint der Satz weiter zu reichen. Denn: wenn alles bekannt wäre – könnte man dann nicht auch die Probleme erkennen und sehen, wie sie zu lösen wären? Wäre das nicht aufregend, zunächst: traumwandlerisch-aufgeklärt das alles *so lösen*, dass allen – nicht-menschliche Lebewesen inkludiert – möglich wäre, so zu leben, wie sie es möchten, und dabei so wenig Schaden wie möglich anzurichten? Wäre das nicht: vernünftig? Der Satz der *Doris* wäre dann schlicht Blödsinn und könnte von Bord geschleudert werden. Ich schleudere ihn auch immer wieder; aber er ver-

fängt sich zuverlässig, irgendwo vorne und oben, und wetterleuchtet von da. Was, wenn *die gesamte Information* so widersprüchlich wäre in sich, dass man sich nur noch ducken kann? Ducken, dass mich nicht die gebündelte Energie der quer ineinander schießenden Informationen trifft und alle gerichtete Bewegung, gesammelte Richtungsenergie aus mir heraus brennt. Alternativ zum Ducken ließe sich vielleicht auch der Reigen der Positionen tanzen. Und so glaubens- und hoffenswert das Szenario der aufgeklärten Träumerin auch ist: ist nicht das zweite Szenario schlicht näher an dem *wie es ist*? Und zwar: jetzt?

Und welche Bewegung entsteht schon beim blinden Ducken, dem lockeren Vorbeitanzen?

•

Ich sah einen Mann am Bett einer alten Frau stehen. Sie: verschwindend. Der Mann: sehr traurig. Er beugte sich tief über sie, als könne er aus seinem atmenden Körper einen Kokon Anwesenheit um die Kranke spannen, dass sie sich darin fange. Er bemerkte, dass ich ihn ansah, und sagte, das sei alles nicht leicht für ihn. Aber er sei froh, dass man nun die Schmerzen seiner Mutter gut behandle und auch einmal ein Wort finde. Es sei eine Erleichterung, dass auf dieser Station jetzt ein Bett frei geworden sei. Unterdessen war ein Arzt ins Zimmer gekommen. Er wandte sich an den Mann und entschuldigte sich. Es seien Plätze auf dieser Station gestrichen worden. Weil das Controlling für die Palliativ im letzten Jahr nicht genügend Vollbelegungstage habe feststellen können. Aber weil nunmal nicht nach Plan gestorben werde, müssten jetzt manchmal auch sehr bedürftige Patienten warten. Er verstehe, dass man als Angehöriger darüber zornig werden könne, er sei auch zornig. Nein, sagte der Mann, er sei nicht zornig, er verstehe das. Sie müssten hier im Krankenhaus ja auch ihren Gewinn machen. Und etwas, das sich nicht rechne – Ich sah, dass der Arzt überlegte. Auch ich wollte etwas sagen, etwas von Solidargemeinschaft und davon, dass der Tod eines Menschen kein Gewinn sein kann. Aber mir kamen die Wörter nicht. Dann sagte der Arzt etwas, das nicht zur Situation passte.

•

Jean-Luc Nancy sagt in *Corpus*¹: »Es gibt [...] keine andere Evidenz als die des Körpers. Die Körper sind evident – und deshalb beginnt und endet jede Richtigkeit [*justesse*] und jede Gerechtigkeit [*justice*] bei ihnen. Ungerecht bedeutet, die Körper zu vernebeln, zu zerbrechen, zu zerquetschen, zu ersticken, sie unterschiedslos zu machen (auf einem dunklen Zentrum angehäuft, so sehr zusammengepfertcht, dass der Raum zwischen ihnen, in ihnen erdrückt wird – um ihnen selbst den Raum ihres gerechten Todes zu morden).«

Ich empfinde diesen Gedanken als etwas drückend. Ich würde ihm deshalb gern widersprechen. Es ist mir aber noch kein gültiger Widerspruch eingefallen.

•

Tat der Arzt damals aus Taktgefühl einen Schritt zur Seite? Weil man einem Trauernden so begegnet, und nicht mit – ja, mit was eigentlich? Mit Logik? Mit dem Hinweis z. B., dass niemand eine solche dulddende, pseudorationale Haltung von ihm fordern dürfe? Weil er mit der Akzeptanz dieser profitorientierten Handlungsweise sein Eigeninteresse (an der Minderung körperlich=seelischen Leidens) vorschnell zurückstelle, und zwar ausgerechnet zugunsten eines Systems, das den Satz »Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht« als Leitprinzip haben will. Als sei Logik taktlos, als könne ein logischer Gedanke, auch wenn er als Widerspruch kommt, nicht tröstlich sein. Als könne immer nur das Beipflichten, Einlenken, das Konsens suggerierende Schweigen trost- und taktvoll sein.

In Sei Shōnagons *Pillow Book*² gibt die Übersetzerin Meredith McKinney eine einfache, aber recht aufschlussreiche Definition konservativer Gesellschaften: Geschmack und Meinung komme in ihnen eine zentrale Rolle zu; denn beide seien geeignet, die eigene Identität mit der der anderen in Einklang zu bringen; Ziel sei Übereinstimmung, und jede individuelle Variation werde misstrauisch beäugt. Ich glaube, genau hier stehen wir.

Zwar mit Formeln, die Individualität beschwören, aber eben nur beschwören, und mit der wirklich etwas eigentümlichen Situation, dass Gleichförmigkeit nicht im Sinne einer Gesellschaft, sondern gerade im Sinne von deren Zersetzung in Richtung marodierender Egozentrismen erzwungen wird. – Hoffnungsfroh stimmt allein der Ausblick auf den sich langsam bildenden Gegenentwurf: idiosynkratischere Individuen, die in

der empathischen Bindung ans Wohlergehen anderer vergleichsweise luftiger leben. –

Und mit zwei Ausprägungen des Konservativen. In der deutschen Literatur wird gerade gern die harte Linie gefahren – normative Poetiken, eine halluzinierte Gemeinschaft, die sich von einem (als) ›gut‹ verkauften Geschmack, Souveränität, vor allem aber davon leiten lässt, dass die selbstverständlich als *narrativ-beobachtend* verstandene Perspektive eines Textes den »angemessenen Abstand« zu seinen Gegenständen einnehme³. Das jüngere lyrische Pendant hierzu sind bewusst klein gehaltene, *Unschuld!* hauchende *bin ja nur ich*-Stimmchen. Aus Langeweile, das zeigt sich von Feuilleton zu Feuilleton, von Saison zu Saison, Preis zu Preis, muss offenbar wirklich niemand sterben. *No future*, fürwahr!

•

Und richtig fühlen manche sich wie begraben in der Inflation aus immer schneller produzierten *Tokens* eines *Typs*. In einer Vakuole aus *Bekannt-Bewährtem*, die vor allem nicht aus sich hinaus denken lassen will, atmet es sich halt nicht leicht.

•

In praktisch allen anderen Bereichen – außerhalb der deutschen Literatur – ist man mit Verdauung und Inkorporation der Aufklärung schon weiter. Dass es zu jeder Meinung eine Gegenmeinung geben kann, die für sich ebenfalls *Gründe* in Anspruch nehmen kann, dass jede Meinung zeitgebunden und vielfach bedingt ist, hat sich herumgesprochen. Diese Erkenntnis dürfte ventiliert werden, seit sich zum ersten Mal überhaupt etwas herumsprechen konnte. Ich begreife deshalb dieses Entsetzen nicht, diese narzisstische Kränkung: *Wie, es ist meine Position und sollte nicht die absolute Wahrheit sein? Wie, es ist mein Gefühl und sollte nicht einzigartig, zeitlos sein?* Nun ja. Ohne andere, vergleichbar Unvergleichliche, wären sie ja gar nicht denkbar – geschweige denn kommunizierbar. *kommun* – da hocken die andern immer schon mit drin.

Und ich begreife nicht die Reaktion. Dieses feige Abstandhalten. *Im* eigenen Text und *vermittels* des eigenen Texts. Als sei Greifbarkeit – und an diesem Ort dann naturgemäß auch: Treffbarkeit, Widerlegbarkeit, Annullierbarkeit – der größte anzunehmende Unfall. Und das Risiko, das

eigene Leben irgendwann mit Totstellen verbracht zu haben, dagegen vergleichsweise leichter zu ertragen. Wieder, beispielhaft, in der Literatur, dieses leicht-ironische über alles Drüberflocken. Gerne *subversiv* genannt, meist Affirmation in Reinform. Und drunter schwitzen Körper unter Polyester – glücklicherweise immer die der anderen. Der Sprecher, die Sprecherin ist ja gar nicht richtig da, nicht.

•

Und ich begreife nicht, warum die Erkenntnis unausgesetzter Angreifbarkeit, Vorläufigkeit beständig zur Konstruktion von Unangreifbarkeit (und Poetiken der Unangreifbarkeit) genutzt wird. Als sei handwerkliches Können für die Schreibenden eine Rüstung. Und als müsse es im Text zwangsläufig zur Konstruktion von *wohlgeformten stabilen Oberflächen* für Dinge ohne Belang genutzt werden. Als müsse es bei allem, was von Belang sein könnte, dazu genutzt werden, das, *was für jemanden etwas bedeutet*, in jedem Falle so weit wie möglich auf Distanz zu bringen. *Well-*

•

Vor ein paar Tagen schickte mir Mara Genschel freundlicherweise eine der ersten Materialisierungen ihrer *Referenzfläche*.⁴ Über einen Text war handschriftlich KOTZ geschrieben, auf dem Kopf. Dies sei hiermit zitiert.

•

Contenance.

•

Als ich begann, eine österreichische Variante des Deutschen zu erlernen, gefiel mir die dortige Verwendungweise des Verbs *angreifen*. Es beginnt beim *Berühren* und gleitet übers *Anfassen* erst ganz am Rand in den tatsächlichen Angriff hinüber. Wie Finger auf einem Bild, von denen ich nicht entscheiden kann, ob sie eine Brust nur zart berühren, sie bestochern oder gleich zerkratzen werden.

•

Was würde der Mann aus dem Krankenhaus sagen, wenn ich ihn nochmal träfe und ihn fragte: Für wen war nun der Tod Ihrer Mutter ein Gewinn? Würde er nach Wörtern suchen, die zu dieser Frage passen? Oder mir doch einfach ins Gesicht schlagen?

•

Längst, scheint mir, sollte man doch wenigstens das verlangen können: dass geringfügig komplexere Subjektpositionen entworfen und eingenommen werden. Dass eine Position bezogen wird, von der in jedem Moment bewusst bleibt, dass sie womöglich modifiziert oder sogar wieder verlassen werden muss. Dass jede beziehbare Position Schwächen, Nachteile, Widersprüchliches hat – und dass dennoch nach Abwägung der verfügbaren und denkbaren *Gründe* eine Position als die im Moment am sinnvollsten beziehbare bestimmt werden kann. Dass jemand seine Position verbindlich vertritt, für etwas einsteht – immer mit dem Auge auf Fehler, Ungevolles, Unhaltbarkeiten in den Konsequenzen. Dass man auf jeder Position *vor nichts gefeit ist*. Und dass man zwangsläufig Positionen einnimmt, welche ihrerseits Welten erzeugen, auch im Tanz um sie herum. *Man kommt nicht umhin Worte zu haben*, lautet ein Vers von Mila Haugová.⁵ Kein Wort ohne Körper; und kein Körper ohne Position –

Und war nicht jede ernstzunehmende Subjektposition eigentlich schon immer eine genau solche?

•

Ach, der Reigen der Körper.

Um den Jahreswechsel 2012/13 beschrieb der Soziologe Harald Welzer in der *Süddeutschen Zeitung* eine offenbar prächtige Tanzveranstaltung. Es ging um eine Konferenz von KlimaforscherInnen. Bereits im Eröffnungsvortrag, so Welzer, sei gezeigt worden, dass es für diese Art von Konferenzen eigentlich zu spät sei. Dass die Zeit zur Verhinderung einer gravierenden Erwärmung bereits verstrichen sei. Dass sich deshalb mehr Forschungsinteresse auf den Umgang mit den möglichen Folgen richten solle. Und dass auch die Praxis der Konferenzen – durch deren Veranstaltung immerhin eine Menge vermeidbarer Klimagase produziert würden – überdacht werden müsse. Der Vortrag sei beklatscht worden. Dann habe die

Konferenz unbeeindruckt ihren Lauf genommen; keinerlei Reaktion oder auch nur Bezugnahme auf die Eingangsworte habe es in den folgenden Vorträgen und Wortmeldungen gegeben.

Einer nach dem anderen die Sprechkörper auf, sagen, werden beklatscht, treten ab. Diese Konferenz ist formal korrekt verlaufen. So geht Konferenz. Substantiell, in ihrem Wesen als Konferenz aber ist sie – so auch Welzers irritiertes Fazit – gescheitert. Eine Farce.

Das Problem, von dem Welzer in der *SZ* berichtete, ist in der letzten Zeit verschiedentlich geschildert worden. Aber es wurde nie als das benannt, was es ist: ein genuin poetisches Problem. *Wie sage ich es?* Wie sage ich es so, dass die Dinge *sich und ihre Wirkung als das erfahrbar machen*, was sie auch *sind*? So, dass wenigstens ein Teil der Hörenden/Lesenden in einen folgenreichen Dialog mit ihnen sich verwickelt?

Die poetischen Disziplinen (und die Prosa ist hier selbstverständlich eingeschlossen) wären hier besonders nachdrücklich gefordert: denn nach Welzers Schilderung haben die Sprechenden ja nicht mal sich selbst erreicht, sondern waren außerstande, sich in eine Beziehung zu ihren eigenen Ergebnissen zu setzen. Als könnten die Sprechenden sich selbst nicht hören. Oder erlaubten es sich nicht – *wirklich* zu hören, was sie da sagen.

Es wird sich benommen, als müssten *die Menschen* sterben, wenn sie sich erlaubten, das ja eigentlich bereits Bekannte in seinen Konsequenzen durchzudenken, also *wirklich zu kennen*. Und das in einer Situation, in der – schon bezogen auf die Klimaproblematik – vielleicht wirklich viele Menschen werden sterben müssen, wenn die Information weiterhin nur um ihrer selbst willen, als folgenlose, produziert und ausgestellt wird.

•

Natürlich ist es nicht Aufgabe der poetischen Disziplinen, sich zu fragen, wie gewisse Forschungsrichtungen ihre Ergebnisse möglichst effektiv verpacken. Ein *Procedere* wie: die diversen Wissenszweige schieben ihre Anliegen rüber und die poetischen Disziplinen verwandeln sie dann in ein *literarisches Kommunikat* – so etwas wäre schlicht absurd.

Mehr noch, es bliebe der zur Zeit dominierenden Denkweise verhaftet – dass sich letztlich alles in die bestehenden Formen von Kommunikation und Literatur einfüllen lässt. Der fast ausschließlich formal argumentierende konservative Kontext würde durch eine solche Praxis bestätigt. Die

Form bliebe gewahrt. *Das rechte Maß*. Es würde weiterhin von folgenreicheren Dingen wie von Geschmacksklimperereien gesprochen. Sie würden durchgewinkt. Konsens geschaffen, wo keiner sein dürfte.

Geschieht das alles aus der Scheu, sich als Einzelne/r – zu Anfang zwangsläufig allein in der eigenen zerkratzten Gebundenheit – mit der Frage zu befassen, welche poetischen Konsequenzen bestimmte Konstellationen für Denken und Sprechen haben? Wie sich bestimmte Konstellationen poetisch verkörpern können – als unruhig atmende Dinge statt als Vakuum? Alles aus der Scheu, statt mit *uns allen* nur mit der und dem Einzelnen zu arbeiten – wie es die Aufgabe von Kunst aber wäre? Denn nur die Einzelne kann sich zu etwas aktiv in Beziehung setzen. Aber sie wäre in dieser Zeitspanne vom Geschmacks-Kollektiv nicht kontrollierbar, ihre Reaktionen nicht vorhersagbar. Und wer weiß, was sie als Nächstes tut.

•

Was ist eigentlich so attraktiv daran, die eigenen Ergebnisse, Geschichten, Gedanken so umstandslos in diesen Reigen von Abziehbildchen einzureihen, die kurz aufblinken, um sich dann rückstandsfrei abzulösen? Die haften ja nicht, die berühren nicht mal. Jede Pril-Blume war zäher. Kleine Ratten aber, heißt es, leben einfach nicht weiter, wenn sie von ihrer Mutter nicht genügend berührt werden.

Und wir? Lassen eine Zombiewelle hochschwappen.

•

Ich meine, es geht um 3 Parameter. Perspektive, Beziehung, Verkörperung.

Die narrative Perspektive des *angemessenen Abstands*, des distanziererten Draufblicks hat sich erschöpft und produziert nur noch leere Gesten. Bester Beweis: sie produziert derzeit beispiellose Mengen an Exemplaren in beispiellos zahlreichen Medien. *Mein Leben als gewitzter Eigenkommentar*. Die Erzählung in *Default*-Perspektive verweist ausschließlich auf sich selbst zurück; sie schafft keinen Platz für den Rezipienten mehr; sie lässt ihn in Ruhe; sie ist sinnlos geworden.

Das ist aber kein Problem. Es gibt x andere Perspektiven. Des Angrenzens, Schneidens, Verdeckens, Abriebs etc. etc. Und *Blick* ist übrigens nicht der einzige Sinn.

Und Beziehung nicht nur die zwischen Mensch x und Mensch y. Vielleicht ist Beziehung überhaupt eher Bezogenheit. Hierzu gehören Fragen wie: Was heißt etwas für mich (*wirklich*)? Was heißt das für jenes andere Lebewesen und dessen Leben (*wirklich*)? Woraus besteht? Wovon hängt ab? Wie verhält sich zu? Etc. Ambivalenzen, Unauflösbarkeiten, Doppelwertiges, Fraglichkeit wären hier nicht zu eliminieren, sondern zu erkunden.

Es ginge darum, Spekulationen zu solchen Fragen sich im Sprechen und der Sprache *verkörpern*, *materialisieren* zu lassen. Rezeption wäre dann individueller Nachvollzug. Von Texten, die sich einer rein distanzierenden Draufsicht nicht öffnen. Bezugnahmen auf Probe fordern. (*Inwiefern trifft etwas? Wie trifft es mich?*) Verwicklungen anbieten, die aus dem Modell verbindlich werden können.

Sicher. Jean-Luc Nancy hat recht, wenn er sagt: »Kontakt ist immer Abstand.«⁶ Und Nachvollzug ist immer unter Begleitung kritischen Denkens vorzustellen. Immerhin: ist Sprache automatisch Abstand. Aber wer sagt, dass es immer um den geglätteten, stabilen *Default*-Abstand gehen muss? Wäre es nicht interessanter, es ginge mitunter auch um den Abstand als Vollzug, darum, wie er mühsam hergestellt wird; wie oft und wie er kollabiert und bloß Fiktion ist? Darum, wie er Unterschiede generiert und unsichtbar macht, darum, wie er Beziehungen umschmeichelt, festzurrt, perforiert?

•

Dabei war man *in puncto* Perspektive und Vorstellungsbereitschaft schon mal weiter. In manchen alten Gemälden z. B. kann man Hunde sehen, die zwar auf die menschlichen Figuren bezogen sind, deren Blick aber in andere Richtungen geht, auf anderer Augenhöhe, in anderer Anziehung, manchmal aus dem Bild hinaus und schräg an der Betrachterin vorbei – *Mein Interesse ist das Deine nicht. Da sind Welten in der Welt, die Du nicht kennst.* Meistens laufen diese Welten geräuschlos aneinander vorbei; aber unversehens brechen sie auch ineinander; und zwar nicht immer gemäß den eigenen Spielregeln.

Liegt nicht darin etwas Befreiendes? Ent-lähmendes?

•

Und natürlich gibt es auch jetzt Leute, die an spezifischeren, genaueren Perspektivierungen arbeiten, deren Texte Fragen von Beziehung und Bezogenheit zur Bedingung ihrer Existenz haben. Zum Glück – wie trostlos wäre das. Aber fragen Sie sich selbst: in welcher Lesung, in welchem Buch sind Sie zuletzt Angreifbarkeit begegnet? Nicht als Thema – als Gestaltungsprinzip! Wo mussten Sie sich positionieren und fanden sich in eine Bewegung gestellt, die zwischen Berührung, freundschaftlichem Griff, unangenehmem Kratzen oszillierte? Und war das ein Buch, über das *man* gesprochen hat – oder konnten Sie Ihre Leseerfahrungen und Überlegungen eher *nirgends* in Kontakt mit denjenigen anderer bringen?

•

Nur, warum sollte man das wollen? Texte, die manche *berühren* oder *kratzen* können und die sich vor allem selbst als *Angreifbare* exponieren? Die sich als körperlich-gedankliche Erfahrung dessen materialisieren, *wie* etwas *angeht*? Und die für ein Denken, das sich einlässt mit ihnen, Folgen haben?

Denn ja: diese Art poetischer Texte kann und soll Folgen haben. Darin, wie jemand über sich nachdenkt. Wie jemand sich in was für einer Welt als *Agens* und *Patiens* vorstellt. Und bitte sage niemand, dass sich *das* nicht ändert. Wer in den 1970er Jahren oder früher geboren wurde, hat es doch selbst erlebt. Dass die Koordinaten, nach denen man ein gelingendes Leben versuchen sollte, in einen anderen Quadranten verschoben wurden. Ein Beispiel: es gab diese Generation, die als Kinder noch eifrig genickt hat, wenn ihnen erklärt wurde, Hilfe sei auch unter persönlichen Nachteilen zu leisten, und später mit dem Aufkleber »Eure Armut kotzt mich an« vorfuhr. Und die beides glaubte. Was glaubt sie jetzt?

Dass sich etwas ändern muss? Aus moralischen Gründen? Viele glauben das. Ich auch. Aber man kann auch noch woanders einen Grund ansetzen.

•

In seinem Buch *Debt. The First 5000 Years* definiert der Anthropologe David Graeber Sklaven als Menschen, die aus allen sozialen Bindungen herausgerissen wurden, »ripped from their contexts«⁷. Nur so kann ein Mensch einem anderen gehören: wenn keinerlei Beziehungen, keine Loya-

litäten, kein Interesse an anderen (und sich!) mehr bestehen. Wenn nur noch das verwertbare Fleisch übrig ist. Und die Macht, die darüber ausgeübt werden kann.

Es ist *pretty chilling*, wie Graeber dann zeigt, dass eine bis heute wirkende Definition von Freiheit aus dem römischen Recht stammt und Individuen als »completely isolated beings«⁸ entwirft, die sich ihrer selbst bemächtigen, sich selbst besitzen wie der Herr seinen Sklaven.

Wann wäre diese innere Sklavin perfekt? Ich meine dann, wenn sie sich auch von den eigenen Gedanken, erratischen Wünschen, Erinnerungen und Gefühlen, körperlichen Impulsen, Ambivalenzen isoliert hat. Wenn sie sich deshalb auch keine Zukunft mehr entwerfen kann. (Sich die nun an populärer Stelle aufgeworfene Frage: wie sie denn leben wolle, gar nicht stellen kann.) Gekaperte Träume. Das *Ich als vollkommene Sklavin* hätte sich ganz einem an anderem als dem Wohl dieses *Ich* orientierten und doch als einzig möglich vorgestellten Ideenkonstrukt unterstellt – und könnte sich selbst außerhalb dieses Konstrukts so wenig denken, wäre sich als *lebendes Wesen* so gleichgültig, dass nicht mal Suizid um dieses eigenen Wohlergehens willen denkbar wäre. Sie wäre deshalb gänzlich unangreifbar. Weil sie *besessen* ist und wird. Eine Art maschinelles Leben. Reduzierter als eine Borg-Drohne.

Übertrieben? Vielleicht. Aber vor einigen Wochen habe ich das gelesen: In den USA wird überlegt, die Diagnoserichtlinien für Depression zu ändern. Trauernde, die sich zwei Wochen nach dem Tod eines Angehörigen *immer noch* niedergeschlagen fühlen und Mühe haben, ihren Alltag zu bewältigen, sollen dann als *an Depression Erkrankte* eingestuft werden.

Zwei Wochen! Das heißt ausformuliert etwas wie: *Gut, wir sehen, Sie hatten viel Arbeit, klar, dauert ja alles, bis man seine Mutter verscharrt und den ganzen Krempel aus der Wohnung geräumt hat, da waren Sie natürlich noch ein bisschen erschöpft, aber das ist auch schon wieder 3 Tage her! Wie lange wollen Sie denn noch – Krank!* In der Tat. Zwei Wochen. Dann hat sich die Drohne aus der Beziehung fein säuberlich gelöst zu haben und zu funktionieren. *Wir können Ihnen helfen.* Ja; danke; schön, dass ich niemanden lieben muss. Schön, dass ich deshalb auch nicht traurig sein muss. Da kann ich mich ja ganz – ja was denn eigentlich? Konzentrieren? Aber auf was? Und für wen? Und vor allem: wozu?

Ich bin doch für fast alle anderen Leute völlig gleichgültig. Bis auf die paar, in deren Leben ich zufällig hineingeraten bin und die sich dann entschieden haben, mich lieber noch ein wenig drin zu behalten als umgehend

wieder hinauszukicken. An diese paar aber soll ich mich nun, bitteschön, nicht zu sehr binden. Aber warum? Was hat das für einen Sinn? Und wer sagt das eigentlich?

Wer außer: wir? *Wir* sagen es uns. Und nehmen uns damit unser Leben. Und es gibt keinen einzigen vernünftigen Grund für diese Handlungsweise.

•

Und was, wenn ich den Mann nochmal träfe, und er wäre vielleicht noch offen durch den großen Einschnitt, und ich sagte zu ihm: Meinen Sie nicht auch, wir sollten einfach aufhören mit allen Dingen, die uns sinnlos scheinen. Wir prüfen und schauen und was an unserem Tun uns sinnlos vor kommt, hören wir einfach auf. Nicht die mühsamen Sachen, die anstrendenden, würde ich sagen – einfach nur die sinnlosen. Wäre das nicht ein Gewinn? Und stellen Sie sich vor: Wir könnten es so machen, alle gemeinsam, dass keiner mehr Angst ums bloße Überleben haben muss – dann können alle mitmachen und man kann sehen, was dann heraus kommt. Meinen Sie nicht, wir würden Dinge auf Arten gewinnen, die wir uns noch gar nicht vorstellen können?

Was würde er wohl sagen? Was würde der Arzt sagen? Würde er umgehend auf einer anderen Station anrufen? Und was würde ich sagen, wenn jemand mir so käme? Was würde ich aufhören? Als allererstes gewiss dies.

- 1 Jean-Luc Nancy, *Corpus*. Aus dem Französischen von Nils Hodyas und Timo Obergöcker. diaphanes: Zürich/Berlin, 2007. S. 44.
- 2 Sei Shōnagon, *The Pillow Book*. Translated with Notes by Meredith Mc Kinney. Penguin: London, 2006. S. xxi.
- 3 Hans-Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*. Suhrkamp: Frankfurt a.M., 2004. S. 38.
- 4 Zu diesem Projekt, in dem u.a. die Formen Druck, Aufkleber, Handschrift auf ihre poetischen Bedeutungsmöglichkeiten abgeklopft werden, vgl. <http://referenzflaeche.wordpress.com/>.
- 5 Mila Haugová, *Schlaflied wilder Tiere*. Edition Korrespondenzen: Wien, 2011.
- 6 Vgl. Anm. 1, S. 53.
- 7 David Graeber, *Debt. The First 5000 years*. Melvillehouse: New York, 2011. S. 162.
- 8 Graeber, S. 210.

Aus: Neue Rundschau 2013/2:
Was dringend getan werden muss.
© Anja Utler